

**Zeitschrift:** Schweizer Spiegel  
**Herausgeber:** Guggenbühl und Huber  
**Band:** 16 (1940-1941)  
**Heft:** 6

**Artikel:** Das Kriegsziel  
**Autor:** Huber, Fortunat  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1066948>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 23.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

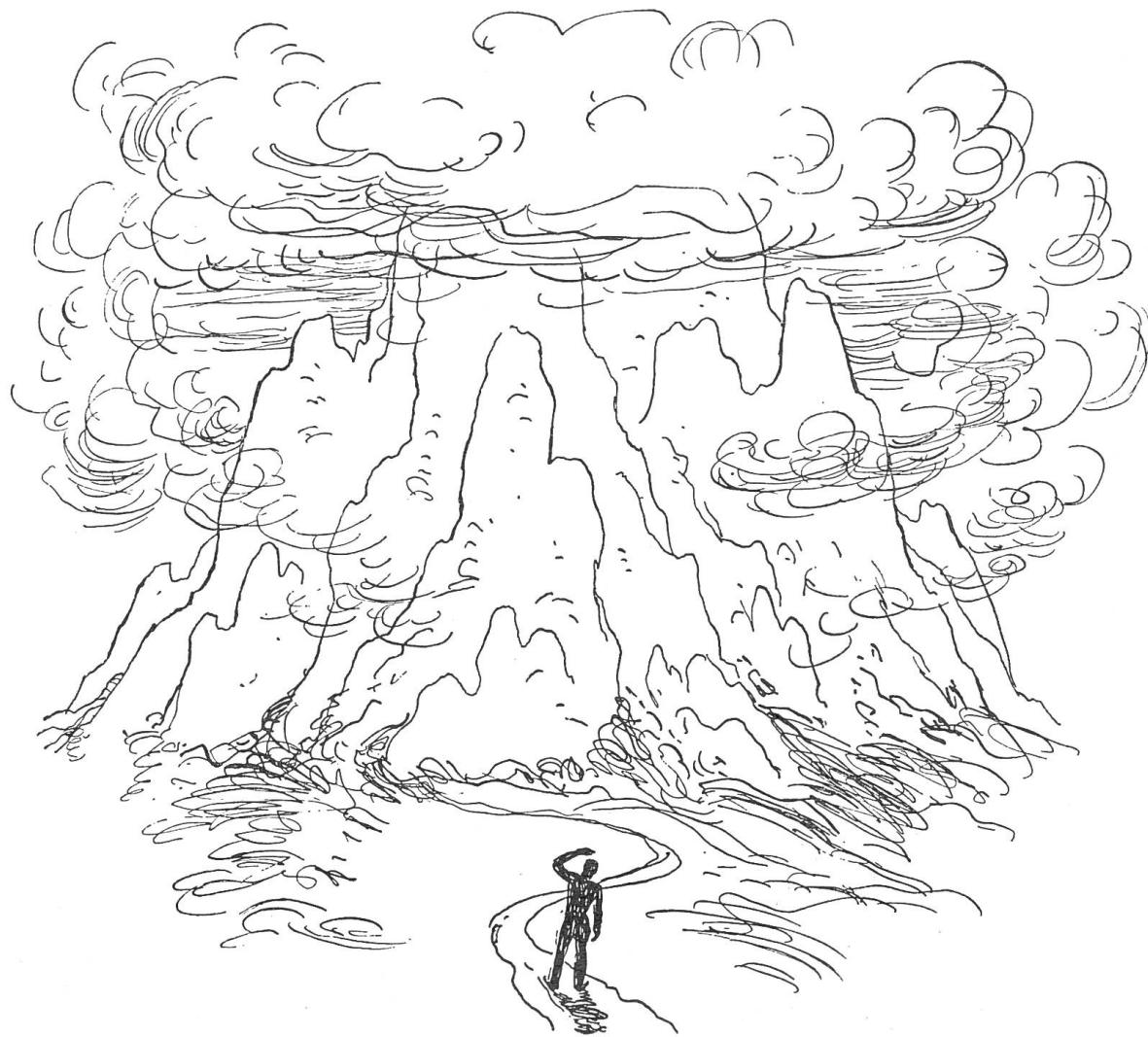


Illustration von H. Tomamichel

## DAS KRIEGSZIEL

*Von Fortunat Huber*

Die Rattenfänger, die für eine «Neuorientierung» der Schweiz werben — ob ihre Vorfahren als Vorbilder auf unsren neuen Briefmarken prangen oder zur Hälfte in Wiegen lagen, die jenseits unsrer Grenzen standen, ob sie ihr Mäntelchen aristokratisch oder völkisch tragen — sie alle stossen auf tiefes Misstrauen. Nicht weil das Schweizervolk, verkakt, neuen Gedanken unzugänglich wäre oder es aus Feigheit ablehnen würde, sich mit ihnen

auseinanderzusetzen, sondern aus der Erkenntnis, dass unser Ziel vorläufig darin besteht, durchzuhalten, dass alles, was diesem einzigen Zwecke dient, gut, und alles was ihn gefährden könnte, schlecht ist.

Die paar Aussenseiter, die durch Geld, Abstammung oder Ehrgeiz bewogen, ausserhalb dieser Volksmeinung stehen, sind so allgemein bekannt, dass angenommen werden darf, man kenne ihre Adressen auch an jenen Stellen, die dafür da sind, Gefahrenquellen nötigenfalls zu verstopfen. Sie haben einige tausend wan-

kende Gestalten als Anhänger, die in jedem Umsturz Gelegenheit wittern im Trüben zu fischen. Man hört von ihnen mehr als ihrer Anzahl entspräche, weil ihr Maul das einzige Werkzeug ist, das sie zu gebrauchen verstehen. Das ist alles. Das Schweizervolk ist so einmüttig, wie ein Volk es sein kann.

Aber ebenso sicher ist, dass diese Einigkeit aufhören wird, sobald die Bedrohung unseres Staates von aussen behoben ist. Es gibt kein Mittel, das zu verhindern. So falsch es wäre, uns darüber jetzt schon Sorgen zu machen, so wichtig ist es, uns bereits heute klar zu werden, wie wir diesem unfehlbar eintretenden Zerfall der nationalen Eintracht den Stachel entziehen können. Ich glaube, dass wir im Erlebnis der Gegenwart den Schlüssel dazu finden.

Wie viele Schweizer und Schweizerinnen aller Stände und Altersstufen sind es in den letzten drei Jahren zum erstenmal inne geworden, dass Schweizer sein wirklich unvergleichlich mehr für sie bedeutet als der Besitz eines Heimatscheines! Das Gefühl, einem Volk anzugehören, hat in allen wohl geschlummert, sonst hätte es nie erweckt werden können. Aber als entscheidendes Erlebnis trat es doch erst hervor, als ihnen die grosse Wahrscheinlichkeit, das Vaterland zu verlieren, offenbarte, dass der Bestand ihres Staates jedem einzelnen lebenswichtig ist, wichtiger als das eigene Leben.

Jedes echte Gefühl äussert sich in Taten. Die Uebertragung umfassender Vollmachten an die Behörden, die militärische Opferwilligkeit, der gute Mut, mit dem alle Massnahmen, die unsere Lebenshaltung einschränken, getragen werden, die Aufgeschlossenheit für Pläne, die dem militärischen und wirtschaftlichen Schutze des Staates dienen: das alles sind die Früchte des neu aufgebrochenen vaterländischen Empfindens.

Der verlangte Einsatz wird vom einzelnen Bürger im einzelnen Fall immer als Belastung empfunden. Das kann nicht

anders sein. Aber im ganzen hat er die Verbundenheit der einzelnen Bürger und Stände statt zu zersetzen, gefestigt. Das ist — nur scheinbar erstaunlich — ein neuer Beweis für die alte Wahrheit, dass wir an einem Gut um so zäher hängen, je mehr wir für es getan haben und tun.

Die letzten Jahre haben unserm Volk endlich wieder ein Ziel gegeben, dem sich jeder Bürger verpflichtet fühlt, und damit die Möglichkeit, sich selbst einzusetzen. Es wäre der verhängnisvollste Irrtum, den wir begehen könnten, zu meinen, dass dieses Ziel, die blosse Erhaltung unserer staatlichen Selbständigkeit, seinen einigenden und alle guten Kräfte befreienden Einfluss auch dann noch beibehalten könnte, wenn die Bedrohung der Schweiz von aussen wieder einmal behoben oder auch nur wesentlich vermindert sein sollte. Der Wille, das zu wahren, was man bereits besitzt, reicht als Lebensinhalt für ein Staatswesen so wenig aus, wie für den einzelnen Menschen. Die zu Taten anspornende Kraft geht beim Staate wie beim einzelnen Bürger nie von dem aus, was er erreicht hat, sondern von dem andern, was er erreichen möchte, von der Sehnsucht nach einem Zukunftsbild, dessen Verwirklichung er als seine Bestimmung empfindet. Es war das Unglück der letzten Jahrzehnte, dass uns ein solches Zukunftsbild und der Glaube daran gefehlt hat.

Es ist von entscheidender Bedeutung für die Zukunft der Schweiz, dass wir in die Zeit, die auf diesen Krieg folgen wird, mit einem erneuerten Glauben an die Bestimmung der Schweiz treten. Ich sehe die wesentlichste Ursache der Schwächung unseres nationalen Bewusstseins seit Ende des 19. Jahrhunderts in dem Irrtum, unsern Staat als etwas Abgeschlossenes zu betrachten. Ein Staat, der dem Werden entrückt wird, ist so gut wie gestorben. Er wird zum Museumsstück. Man kann ihm mit Anhänglichkeit und Ehrfurcht begegnen; aber es fehlt ihm die Kraft, seine Bürger zusammenzuhalten. Es gehört zum Wesen des Lebenden, sich mit dem Leben-

digen auseinanderzusetzen und das Tote den Toten zu überlassen.

\* \* \*

Was erklärt die verhängnisvolle Neigung, die Schweiz als einen Staat zu betrachten, der sein Ziel im wesentlichen bereits erfüllt hat? Die Entwicklung der Schweiz ist in einer Richtung wirklich abgeschlossen: in ihren räumlichen Grenzen. So klein unser Land ist, so empfinden wir es doch als gross genug für uns. Wir haben uns mit unserm «Lebensraum» abgefunden. Dieser Verzicht auf Gebietsverweiterung liegt weit zurück. Er wurde seinerzeit von uns nicht ganz freiwillig geleistet; aber schon damals war ein gutes Stück freien Entschlusses dabei. In der Folgezeit haben wir bewiesen, dass wir unsere Grenzen freiwillig als endgültig be-

trachten. Erst nach dem letzten Kriege wurde uns Gebietszuwachs angetragen. Die Bevölkerung des Vorarlbergs stimmte dem Beitritt zur Schweiz mit überwältigender Mehrheit zu. Das Schweizervolk hat ihn abgelehnt. Nicht nur aus der nüchternen Ueberlegung, dass sich die Machtverhältnisse wieder ändern und wir dabei um unseren Gewinn kommen könnten, sondern weil der Schweizer entschlossen ist, sich an die Grenzen, die ihm gezogen sind, zu halten. Wir haben damit eine staatliche Zielsetzung aufgegeben, die für die Entwicklung der Völker von grösstem Einfluss ist. Wir schnitten uns mit der Unterbindung des Dranges nach räumlichem Wachstum die handgreiflichste und deshalb verständlichste Entwicklungsmöglichkeit ab. Wenn der grössere Raum wirklich das einzige zukunftsgebildende Ziel für



F. Deringer

Federzeichnung

einen Staat bedeuten würde, dann allerdings wäre es um die Schweiz schlecht bestellt.

\* \* \*

Die zweite Quelle des Irrtums, unsern Staat als etwas Fertiges zu betrachten, liegt im Alter seiner Geschichte. Die Schweiz ist einer der ältesten Staaten unseres Erdteils. Das hat grosse Vorteile. Nicht aus dem Willen und der überwältigenden Kraft eines einzelnen Mannes, sondern von einer Gemeinschaft begründet und durch eine jahrhundertlange Arbeit vieler Generationen gewachsen, gibt die Schweiz ihren Bürgern eine gewisse Sicherheit des politischen Urteils. Es hat uns und unsere Staatsmänner vor den grundsätzlichen politischen Fehlern behütet oder uns diese, nachdem wir sie begangen haben, doch bald wieder als solche erkennen lassen. Die Tatsache, dass unser Staat schon so viele Gefahren glücklich überstanden hat, hält unser Vertrauen in seine Zukunft selbst bei Verhältnissen aufrecht, wo die Vernunft allein auf die Möglichkeit des guten Ausgangs nicht mehr rechnen dürfte. Auch der Gemeinschaftsgeist, der das Schweizervolk, wenn es die Not erforderte, bisher immer wieder über alle Gegensätze hinweg einigte, ist ein Ergebnis unserer grossen geschichtlichen Vergangenheit. Aber sie wirkt auch nachteilig. Sie kann uns verführen, über das Geschehene, das was werden soll, über der Geschichte die Zukunft zu vergessen. Das Pochen auf unsere glorreiche Historie würde zum tödlichen Gift, wenn es statt als Anreiz für künftige Taten zu wirken, als Entschuldigung missbraucht wird, auf alten Lorbeeren auszuruhen.

Wir lebten Jahrzehnte vor dem ersten Weltkrieg und bis zum Ausbruch des gegenwärtigen Krieges so, wie wenn unser Staat kein Ziel mehr vor sich haben würde. Das kam in allen Aeusserungen unseres Lebens zum Ausdruck. Weder die Industrie, noch ihre Arbeiter, weder die Kaufleute noch ihre Angestellten, ja nicht einmal mehr der Bauer suchten den Erfolg

der Arbeit im Rahmen eines Ziels, das für das ganze Volk Geltung haben konnte. Der eigene Vorteil, ohne Rücksicht auf den Nutzen der Gemeinschaft, wurde zum Ziel. Auch die berufsständischen Verbände, deren Sinn die Erleichterung der gegenseitigen Auseinandersetzung zum Nutzen der Gesamtheit ist, wurden die Kampfeinheiten, die, ohne sich um das Wohl des gemeinsamen Staates im geringsten zu kümmern, um das Ergattern von Vorteilen stritten. Die unvermeidliche Folge davon war in allen Ständen und allen Berufen eine Verminderung der Würde der Arbeit. Das Ansehen und die Wertschätzung der Arbeit steht und fällt mit dem Wert, den sie als Leistung für das Ganze hat. Sobald sie ausschliesslich dem eigenen Nutzen dient, ist ihre Würde vertan. Die Arbeit als Leistung für alle verbindet; die Arbeit nur aus Gewinnstreben trennt. Die Auflockerung unseres staatlichen Lebens, des gesellschaftlichen, und schliesslich sogar jenes der Familie in den letzten Jahrzehnten, ist zum grossen Teil die Folge der Tatsache, dass das Streben nach dem blosen eigenen Nutzen, bei uns wie auf der übrigen Welt, den Leistungsgedanken erstickte.

Die Rückwirkung auf das Verhältnis von Staat und Bürger musste verhängnisvoll sein. Sie kommt in jener Betrachtung des Staates zum Ausdruck, die darin besteht, alles von ihm zu erwarten, ohne die Bereitschaft, ihm irgend etwas zu geben. Der Mangel an einem alle Bürger und Stände verbindenden gemeinsamen staatlichen Ziel lähmte das politische Leben. Die Parteien entvölkerten sich und entarteten zu Parteiapparaten, und der Bürger, der sich nur noch um seine eigenen Vorteile kümmerte, stellte sich immer seltener der politischen Arbeit zur Verfügung, sei es in den Parteien oder als Volksvertreter. Er überliess beide mehr und mehr einer kleinen Schar von Berufspolitikern, die, von der gleichen Zeitkrankheit befallen, in ihrer Tätigkeit vor allem den eigenen Nutzen im Auge hatten, oder doch jenen der «Interessengruppen», die sie als

Brotgeber betrachteten. Dass diese Sorte Politiker und ihre Politik den Staatsbürger wiederum kaum begeistern konnte und seinen Glauben an die staatliche Zukunft der Schweiz nicht stärkte, ist klar.

Das Fehlen eines staatlichen Ziels beeinflusste unser Verhältnis zu Kunst und Wissenschaft. Die Anliegen des Geistes gingen nicht mehr alle an. Sie gerieten, bei uns wie ausserhalb unserer Grenzen, unter die Vormundschaft einer Unzahl von Zirkeln und Cliques, die, statt an einem gemeinsamen Ziele zu arbeiten, mindestens so eigensüchtig, misstrauisch und gesellschaftsfeindlich wie die Träger des Wirtschaftslebens, nur auf die Durchsetzung und Befriedigung ihrer Eitelkeiten und besondern Liebhabereien ausgingen. Es gehörte zu dieser Zeit, dass damals die Theaterkritik wichtiger als das Theater, die Literaturbesprechung wichtiger als die Literatur, das Musik- und Malereigeschwätz wichtiger als die Musik und das Bild genommen wurde. Es gab Intellektuelle, die Hüter und Vermittler unserer schweizerischen Kultur hätten sein sollen, die aber ihre üble Lust darin befriedigten, unsere schweizerische Kultur völlig zu übersehen und, wo sie sich nicht totschweigen liess, doch lächerlich zu machen. Sie brachten es glücklich so weit, dass neun Zehntel unseres Volkes den Eindruck bekamen, mit kulturellen Dingen nichts anfangen zu können, oder aber, dass sie Kultur mit Komfort oder mit Unterhaltung verwechselten. So ging das wunderbare Geschenk der längern Freizeit, das wir der Maschine verdanken, unserer Kultur wie den Staatsgeschäften, verloren.

Auch der Sport, der als körperliche Ertüchtigung im Rahmen eines Gemeinschaftsziels seine Würde hat, musste ohne dieses verkrüppeln. Es führte zu den « Sport »-Anlässen, wo die bekannten « 100,000 Löli » einem Dutzend Berufssportlern zujubelten, die für die Kasse und das Ansehen ihrer Klubs ausgenützt wurden.

Der Zerfall unserer politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Einheit war nie so erschreckend, wie gerade in den

Blütezeiten der Wirtschaft. Es ist eben so: es genügt für den Bestand eines Staates nicht, dass er seine Bürger bequem ernährt. Einzig das Band eines in die Zukunft weisenden Ziels kann ihn erhalten. Auch der satteste Bürger hält es auf die Länge nicht aus, in einem Staate zu leben, an dessen Zukunft er nicht glaubt und an deren Gestaltung er nicht mitwirkt. Es ist kein Zufall, dass damals gerade jene Parteien die grösste Anziehungskraft ausübten, die, wenn sie auch keine schweizerischen, so doch wenigstens überhaupt Ideale hatten. Die Lauheit, mit der andere Parteien zum Beispiel der Zerrüttung unseres Wehrwillens entgegnetraten, beweist, dass man auch gegen falsche Ideale nur dann kämpfen kann, wenn man selbst Ideale hat.

\* \* \*

Ist es nun wirklich so, dass unser Staatswesen seine Bestimmung bereits erfüllt hat? Der demokratische Gedanke hat die Schweiz begründet. Er verlor sich in unserer langen Entwicklung nie ganz. Er wechselte seine Formen stets. Er wird sie immer wieder ändern. Aber solang es eine Schweiz und Schweizer gibt, wird er zur Bestimmung unseres Staates gehören. Wir hatten nie weniger Grund als jetzt, anzunehmen, sie sei bereits erfüllt. Wir wissen erst heute wieder, wie gross die Anforderungen an ein Volk sind, das die Herrschaft für sich selbst beansprucht. Die Demokratie setzt jene Selbstbeherrschung des Volkes voraus, die dazu gehört, jedem Volksteil die Entwicklung seiner besonderen Fähigkeiten zu ermöglichen und die gleichzeitig dafür sorgt, dass jeder diese so gebraucht, wie es das Wohl des Volksganzen erfordert. Die Demokratie erschöpft sich nicht in der Gleichheit der Bürger vor dem Gesetz und den gleichen politischen Pflichten und Rechten. Sie verlangt dazu, dass jeder Bürger tätiger Teilhaber in der Schaffung, der Erhaltung und Verwaltung der sachlichen und geistigen Güter der Nation ist. Aber wie fern sind wir von der Verwirklichung dieses Ziels!

Wenn wir die Aufgabe, Hüterin der Alpenpässe zu sein, als zur Bestimmung der Schweiz gehörig betrachten, dann verstehen wir jetzt besser als je, dass diese Aufgabe nie ein für allemal gelöst werden kann. Sie wird jede Generation zwingen, nach immer wieder neuen, den veränderten Verhältnissen angepassten Schutzmitteln zu suchen.

Gehört es zur Bestimmung der Schweiz, als vielsprachiges Land den Beweis zu erbringen, dass die Sprachverschiedenheit kein Grund zu Streit und kriegerischer Auseinandersetzung zu sein braucht, sondern dass diese im Gegenteil ein die Kultur befruchtendes Gut bedeutet? Dann ist die Schweiz gewiss noch nicht am Ende ihrer Anstrengungen, solang nicht einmal jeder zehnte Schweizer auch nur eine zweite Landessprache gut genug versteht, um sich in ihr verständlich auszudrücken.

Wie steht es mit der Bestimmung der Schweiz als «Brücke», mit der Vermittlerrolle, die sie zwischen den Kulturen, die uns umgeben, zu spielen habe? Sie ist solang kaum aufgenommen, als ein so grosser Teil Schweizer von der eigenen Kultur kaum eine blasse Ahnung hat, um von der Kenntnis der Kultur der uns umgebenden Völker, die wir vermitteln sollten, ganz zu schweigen.

Und endlich, betrachten wir nicht als Bestimmung der Schweiz, ein christliches Staatswesen zu sein? Bleibt uns da nicht noch fast alles zu tun?

Die Bestimmung eines Volkes, auch die des unsrern, entzieht sich allen Formeln. Sie ist wie ein Turm, wir können ihn umkreisen, aber nie greifen. Was unsere Augen sehen, sind nur Hülle, unter denen, wenn wir sie durchschaut haben, neue sichtbar werden. Die letzte Hülle, hinter der sich das wahre Wesen unserer Bestimmung verbirgt, wird erst fallen, lang nachdem unser Staat nicht mehr ist.

\* \* \*

Die klare Tatsache, dass wir es in den 650 Jahren unserer Geschichte in der Er-

füllung unserer Bestimmung noch so herzlich wenig weit gebracht haben, braucht uns keineswegs trübe zu stimmen. Es gibt uns vielmehr die erfreuliche Einsicht, die Hände nicht müde in den Schoss legen zu müssen. Die Aufgaben, die auf uns harren, sind von so schwindelnder Grösse, dass sie alle Kraft aller Bürger und Bürgerinnen, aller Alter und Stände auf Jahrhunderte ausfüllen können.

Das begrenzte Ziel der Erhaltung unseres Staates durch die Not der Zeit hat eine Unsumme von Kräften und gutem Willen geweckt, die fast wie ein Wunder wirkt. Wir müssen dafür sorgen, dass sie zum Wohl unserer Staates wirksam bleibt, auch wenn die Gefahr für einmal vorüber ist. Was wir brauchen, ist der Glaube an einen in die Zukunft weisenden, alle Bürger verbindenden, gemeinsamen Staatsgedanken. Er ist unser Kriegsziel. Wenn wir es erkennen und erreichen, dann braucht es uns nicht bang zu machen, dass wir hinter der Eintracht unseres Volkes bereits wieder — und nicht nur bei Wahlen und Abstimmungen — die Zwietracht lauern sehen. Und selbst jene Parteileute, denen es nicht recht behagen will, dass sie im Hinblick auf die Erhaltung des zeitweiligen Landfriedens in ihrer Tätigkeit gehemmt sind, dürfen beruhigt sein: es wird auch für sie wieder zu tun geben. Die leidenschaftliche Auseinandersetzung gehört zu unserm Staatswesen. Sie zerstört nur, wenn das einigende Band, das über allem Kampfe stehen muss, fehlt. Ist es da, dann wirkt auch diese Leidenschaft als läuterndes Feuer einer neuen, zukunftsreudigen Schweiz. Die schwachen Enkel, die sich vor einer «Verschweizerung» selbst in der Schweiz fürchten, sollten sich nicht ängstigen. Ihre kräftigern Söhne haben die tröstliche Gewissheit, dass kein Ziel, das für die schweizerische Volksgemeinschaft erstrebenswert ist, je im Gegensatz zu dem weitern einer freiwilligen Verbindung freier Völker mit freien Bürgern sein kann.